

Löw, Martina

Feministische Perspektiven auf "Differenz" in Erziehungs- und Bildungsprozessen

formal überarbeitete Version der Originalveröffentlichung in:

formally revised edition of the original source in:

Lutz, Helma [Hrsg.]; Wenning, Norbert [Hrsg.]: Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. Opladen : Leske + Budrich 2001, S. 111-124



Bitte verwenden Sie in der Quellenangabe folgende URN oder DOI /

Please use the following URN or DOI for reference:

urn:nbn:de:0111-opus-26169

10.25656/01:2616

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-26169>

<https://doi.org/10.25656/01:2616>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Helma Lutz/Norbert Wenning (Hrsg.)

Unterschiedlich verschieden
Differenz in der Erziehungswissenschaft

Leske + Budrich, Opladen 2001

Die erste Auflage dieses Band erschien 2001 im Verlag Leske + Budrich, Opladen (jetzt VS-Verlag, Wiesbaden) und hatte folgende ISBN:

ISBN 3-8100-2854-1

Diese Version des Textes wird von der Herausgeberin und dem Herausgeber verantwortet. Sie macht den Gesamttext mit allen Beiträgen des genannten Bandes durch eine Open-Access-Publikation frei zugänglich. Das Werk ist dennoch insgesamt und in seinen einzelnen Teilen urheberrechtlich geschützt. Das Gesamtwerk bzw. die Einzelbeiträge dürfen nur mit Zustimmung der jeweiligen Autorinnen bzw. Autoren vervielfältigt, übersetzt oder in anderer Weise außerhalb der Grenzen des Urheberrechts genutzt werden. Jede kommerzielle Nutzung ist ausgeschlossen.

Inhaltsverzeichnis

I	Einführungen.....	9
	Differenzen über Differenz – Einführung in die Debatten.....	11
	<i>Helma Lutz, Norbert Wenning</i>	
	Die Verwandlung der Philosophie in eine historische Diagnostik der Differenzen.....	25
	<i>Rita Casale</i>	
	Differenz und Differenzierung in soziologischer Perspektive.....	47
	<i>Frank Hillebrandt</i>	
	Aspekte der angloamerikanischen pädagogischen Differenzdebatte: Überlegungen zur Kontextualisierung.....	71
	<i>Karin Amos</i>	
	Egalitäre Differenz in der Bildung.....	93
	<i>Annedore Prengel</i>	
II	Disziplintheoretische Zugänge zu Differenz.....	109
	Feministische Perspektiven auf „Differenz“ in Erziehungs- und Bildungsprozessen.....	111
	<i>Martina Löw</i>	
	Das Soziale und die Differenz. Zur (De-)Thematisierung von Differenz in der Sozialpädagogik.....	125
	<i>Susanne Maurer</i>	

Die Rezeption von Differenzdiskussionen in der Vergleichenden Erziehungswissenschaft.....	143
<i>Karin Amos</i>	
Differenz als Konstitutionsproblem der Sonderpädagogik.....	161
<i>Günther Opp, Michael Fingerle, Kirsten Puhr</i>	
III Kategorien zur Konstruktion von Differenz.....	177
Frauen/Männer, Kinder/Erwachsene.....	179
<i>Rolf Nemitz</i>	
Kultur als Differenzierungskategorie.....	197
<i>Thomas Höhne</i>	
Differenz als Rechenaufgabe: über die Relevanz der Kategorien Race, Class und Gender.....	215
<i>Helma Lutz</i>	
An-, Zu- und Ungehörigkeiten Jugendlicher: Herkunft als Auskunft?....	231
<i>Clemens Dannenbeck, Hans Lösch, Felicitas Eßer</i>	
IV Zur Produktion von Differenz.....	249
Dichotome Differenzen und antirassistische Praxis.....	251
<i>Rudolf Leiprecht, Susanne Lang</i>	
Differenz durch Normalisierung.....	275
<i>Norbert Wenning</i>	
<i>Die Autorinnen und Autoren.....</i>	<i>297</i>

Danksagung

Dieses Buch ist nur zustande gekommen durch die Mitarbeit vieler HelferInnen mit unterschiedlichsten Beiträgen.

Wir bedanken uns insbesondere bei Ingrid Gogolin, Marianne Krüger-Potratz, Rudolf Leiprecht, Karl-Ernst Ackermann und den Studierenden des Seminars „Differenzdebatten in der Erziehungswissenschaft“, das im Wintersemester 1999/2000 an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster stattfand, für interessante Hinweise und Kommentare zur inhaltlichen Gestaltung des Buches. Die Autorinnen und Autoren hatten sich mit vielfachen Änderungswünschen unsererseits zu befassen und dabei Ausdauer zu zeigen. Ulrike Fromm, Jeannette Stiller und Bernhard Rosenkötter haben mit viel Geduld die Korrekturen der diversen Versionen des Buches vorgenommen und umgesetzt. Dafür ein besonderes Dankeschön.

Wir hoffen, dass dieses Buch seinen Leserinnen und Lesern Anlass gibt zu heftigen Diskussionen, zu Revisionen und Perspektivwechseln, vielleicht auch zu Widerspruch.

Münster, Sommer 2000
Helma Lutz und Norbert Wenning

Hinweise zur Wiederauflage:

Die erneute Auflage dieses Bandes erfolgt, weil die Verlagsfassung im Buchhandel vergriffen ist und zugleich wiederholt Nachfragen nach dem Text an uns gerichtet werden. Eine vollständige Überarbeitung der Beiträge wäre nach fast zehn Jahren reizvoll, erscheint uns aber als recht aufwändig. Zudem hat sich die Debatte um Differenz in der Zwischenzeit weniger dynamisch entwickelt, als wir es erwartet bzw. erhofft hatten. Darum halten wir die Beiträge dieses Bandes auch in der vorliegenden Form grundsätzlich noch für aussagekräftig. Aus diesem Grund wählen wir eine „Zwischenlösung“ und machen die Texte allgemein zugänglich. Die vorliegenden Texte sind seitenidentisch mit denen der ersten Auflage.

Da diese Fassung mit der Schrift UWR-GaramondNo8, die Verlagsfassung aber mit Garamond gesetzt ist, kommt es in manchen Absätzen zu leichten Verschiebungen.

Wir danken allen Beitragenden für ihre Zustimmung zu dieser Form der Veröffentlichung.

Frankfurt am Main, Landau in der Pfalz, Januar 2010
Helma Lutz und Norbert Wenning

Feministische Perspektiven auf „Differenz“ in Erziehungs- und Bildungsprozessen

Martina Löw

Die Frauenforschung ist durch ihr Thema, das Geschlechterverhältnis bzw. die spezifischen Praktiken von Frauen im Unterschied zu denen von Männern, unauflöslich an die Frage nach der Konstitution von Differenz gebunden. Dieser Beitrag erörtert, wie Differenz als erkenntnisleitende Vorstellung in die feministische Forschung eingeht. Dabei werden verschiedene „Schulen“ der Theoriebildung unterschieden und der „Grundtenor“ der Debatte im historischen Verlauf hergeleitet. Dies geschieht exemplarisch an Autorinnen, die sich mit Bildungs- und Erziehungsprozessen beschäftigen. Es geht hier nicht um eine möglichst umfassende Zitation und Darstellung aller relevanten Autorinnen, sondern um zentrale Denkbewegungen am Beispiel einiger Protagonistinnen der Frauenforschung. Dies hat den Vorteil, im Verlauf der Argumentation neue Forschungsfragen in Bezug auf Erziehungs- und Bildungsprozesse aus differenztheoretischer Perspektive formulieren zu können, deren empirische Erhebung bislang aussteht.

1 *Gleichheit und Differenz in den Anfängen der Frauenforschung*

Der Beginn der Frauenforschung und damit der feministischen Erziehungswissenschaft wie der feministischen Soziologie ist eng mit Zielen der neuen Frauenbewegung verknüpft. Frauen, die kulturell als das „natürlich Andere“ begriffen werden, kämpfen dafür, als gleichwertig und gleichermaßen kompetent anerkannt zu werden sowie die gleichen Rechte zugestanden zu bekommen. So steht am Anfang der neuen Frauenbewegung und der Frauenforschung eine *Gleichheitsperspektive*, die aus der Erfahrung sozial konstruierter, geschlechtsspezifischer Differenz hervorgeht. Die Forschungspraxis beginnt mit der Erkenntnis, dass die Unterscheidung zwischen Männern und Frauen über Zuschreibungen verläuft, die Frauen zu meist eine inferiore Position zuweisen. Frauen werden über einen Mutter-

trieb, hohe Emotionalität und feinmotorische Kompetenzen definiert, die sie für assistierende oder häusliche Tätigkeiten zu qualifizieren scheinen. Um die soziale Ungleichheit im Bildungs- und Erziehungssystem sowie die soziale Exklusion von Frauen aus vielen von Männern dominierten Bereichen (bei gleichzeitiger Zuständigkeit für die Reproduktionsarbeit) erforschen und dokumentieren zu können, werden in der bundesdeutschen Frauenforschung der späten 1970er und frühen 1980er Jahren die Begriffe „Gleichheit“ und „Differenz“ genutzt. Differenz bezeichnet dabei zunächst einzig die Unterscheidung zwischen zwei Geschlechtern.

Die *Skandalisierung* sozialer Ungleichheit basiert auf der grundlegenden Annahme von prinzipiell gleichen Kompetenzen der Geschlechter. Sozialisierungstheorien werden zur Erklärung von Unterschieden herangezogen. Zeitgleich wird daher der Beweis für die prinzipielle Gleichheit und die derzeitige Ungleichheit geführt. So entsteht ein Wissenschaftsverständnis, welches Differenz oder Gleichheit als empirische Fragestellung begreift (z. B. Scheu 1977) und dabei Gleichheit als Voraussetzung für Gleichwertigkeit formuliert.

Bald folgt der Vorwurf, Männer und ihre Lebenswelt würden zum Maßstab der Dinge erhoben, Frauen würden immer von männlichen Parametern aus gedacht und dementsprechend nur als Negation des männlichen Subjekts verstanden. Luce Irigaray (z. B. 1980) legt eine erste feministische *Differenztheorie* vor, die nicht nur die Frage bearbeitet, wie das Weibliche zu dechiffrieren oder zu bestimmen sei (jenseits der Beweisführung, dass Frauen genauso „gut“ sind wie Männer), sie arbeitet auch mit einer Vorstellung von sexueller Differenz, die sowohl eine Kluft zwischen Zweien als auch die Brüche der eigenen Identität fasst. Differenz ist für sie als Begriff gegen die vereinheitlichende Zuordnung unter ein dualistisch zweigeschlechtliches Menschenbild gerichtet. Damit wird die Vielfältigkeit weiblicher Existenz bezeichnet und der Facettenreichtum des uneinheitlichen Selbst erfasst. Der Differenzbegriff, den Irigaray vor allem in ihrem Werk „*Speculum*“ entwirft, ist ein Gegenentwurf zu totalisierenden Diskursen. Er behauptet die Brüchigkeit des Selbst und die Heterogenität von Weiblichkeitsentwürfen jenseits der Konstruktion einer dualistischen Zweigeschlechtlichkeit.

Der Kongress „Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht. 200 Jahre Aufklärung – 200 Jahre Französische Revolution“ vom 5. bis 8. Oktober 1989 in Frankfurt/M. gilt häufig als Meilenstein in der westdeutschen Debatte um Gleichheit oder Differenz. Internationale Vertreterinnen verschiedener theoretischer Positionen diskutieren hier an verschiedenen Themenfeldern das Spannungsverhältnis von Gleichheit und/oder Differenz. Zwischen verschiedenen Theoretikerinnen bildet sich ein Minimalkonsens heraus, dass es unmöglich sei, Gleichheit und Differenz als sich ausschließende Kategorien zu entwerfen, da Differenz nur auf der Basis gleicher

Rechte Anerkennung finden kann *und* Gleichheit die Andersartigkeit des Gleichzustellenden strukturell voraussetzt (vgl. Gerhard u. a. 1990). In der so gefassten Formel wird Differenz zu einem Begriff, der die Unterschiedlichkeit zwischen Männern und Frauen wie die Vielfalt der Frauen und der Männer bezeichnet. Eine solche Formulierung des Differenzbegriffs reproduziert nicht länger eine binäre Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit, die Männer als „das Eine“ und Frauen als „das Andere“ (ebenfalls Einheitliche) denkt, sondern übernimmt von Irigaray und anderen dekonstruktivistischen Autorinnen die Vorstellung, dass Differenz auch ein Ausdruck gegen die Vereinheitlichung aller Frauen unter ein Geschlecht ist. Allerdings bleibt die Annahme erhalten, es gebe neben der Vielfalt weiblicher Lebensweisen auch allen Frauen sowie allen Männern gemeinsame Strukturbedingungen. In den Hintergrund treten Überlegungen zur Differenz des Selbst, etwa die Frage nach der Vielfalt von Weiblichkeits- und Männlichkeitsformationen in der Identitätskonstruktion einer Frau.

Der Fortschritt dieses Kompromisses besteht darin, zwei als gegensätzlich gedachte Positionen verknüpfen zu können: die in der Wissenschaft als „radikalfeministisch“ markierte Position, sich aus der Welt der Männer zurückzuziehen und das Eigene, das Weibliche zu suchen, und die als „liberal“ klassifizierte Position, sich die von Männern besetzten Machtpositionen auch zu erkämpfen (vgl. zusammenfassend zu beiden Strömungen: Becker-Schmidt 1996). Die Frage, ob Frauen anders als Männer oder ob sie ihnen gleich sind, wird darüber gelöst, dass Gleichheit als politisches Ziel, Differenz aber als sozialisatorische Tatsache und als selbstgewählte Möglichkeit bestimmt werden. Das kulturell bedingte Anderssein der Geschlechter gilt dabei als schicht- und als kulturspezifische Konfiguration. Annedore Prengel trägt diese Position bereits auf dem Menschenrechtskongress vor (umfassend ausgearbeitet: Prengel 1993). Sie ist als *Konzept egalitärer Differenz* in den Forschungskanon eingegangen (vgl. auch Prengels Beitrag in diesem Band¹).

2 *Egalitäre Differenz*

Prengel zufolge trägt erst die Basis einer gleichberechtigten Verteilung gesellschaftlicher Ressourcen zur Sicherung der Entfaltungsmöglichkeiten verschiedener Lebensentwürfe bei. Ihr Ausgangspunkt ist die Annahme einer unaufhebbaren Dialektik von Gleichberechtigung und Verschiedenheit. Differenz ohne Gleichheit lässt Prengel zufolge Hierarchie entstehen, Gleichheit ohne Differenz sei Gleichschaltung und Anpassung. Sie plädiert für ein demokratisches Differenzverständnis, in dem – ausgehend von glei-

¹ Ich danke Annedore Prengel für die kontroverse und anregende Diskussion während der Erstellung meines Beitrags.

chen Rechten und einer Gleichverteilung der Ressourcen und Machtmittel – die Anerkennung des/der Anderen systematisch mitgedacht wird. Aufgabe einer „Pädagogik der Vielfalt“ (Prengel 1993) sei es, die prinzipielle Gleichwertigkeit des Heterogenen (zwischen den Geschlechtern, Ethnien, Menschen mit unterschiedlichen mentalen und körperlichen Möglichkeiten – aber auch innerhalb einer Genusgruppe, d. h. unter Frauen bzw. unter Männern) zu sichern. Dazu gehört zum Beispiel im integrativen, koedukativen Unterricht, Freiräume für unterschiedliche Lebensentwürfe von Mädchen und Jungen zu schaffen und ihnen gleichermaßen Aufmerksamkeit zu schenken bzw. sie nicht hierarchisch zu interpretieren. Differenz versteht Prengel hier als Offenheit für die Verschiedenheit eines Menschen oder einer Gruppe zu anderen Menschen und Gruppen sowie als die historisch variable Undefinierbarkeit und Pluralität des weiblichen und männlichen Geschlechts.

Prengel formuliert mit ihrem Konzept der egalitären Differenz ein theoretisches Modell, welches Handlungsmöglichkeiten für die pädagogische Praxis offeriert (vgl. z. B. zur Jugendarbeit Friebertshäuser 1997) sowie politische Anschlussfähigkeit für die Bekämpfung von Diskriminierungen ermöglicht. Prengel behält dabei das individuelle Kind, welches etwas „Kostbares“ in sich trägt, im Auge. ErzieherInnen und PädagogInnen haben die Aufgabe, Sensibilität für diese Kostbarkeit zu vermitteln. Es wird deutlich, dass diese politischen und pädagogischen Anschlussstellen Prengel motivieren, den Differenzbegriff gegen totalisierende Einheits- und Dualismusvorstellungen zu wenden, ihn aber doch in erster Linie als Bezeichnung für die Unterscheidung zwischen zweien (oder mehreren) zu handhaben. Im Theorieteil stellt sie dekonstruktivistische und poststrukturalistische AutorInnen als Bezugsrahmen ihrer Gedanken vor. Hier verwendet sie den Begriff der Differenz im Sinne der lateinischen Bedeutung und der dekonstruktivistischen Nutzung von „differe“ als zerteilen, auseinandertragen und damit als radikale Infragestellung kulturell tradierter Gedankengebäude. Auf diese Dekonstruktion folge die Freiheit der Wahl. Sie fordert – auch demokratietheoretisch begründet – die „Wertschätzung“ und „Anerkennung“ bislang permanent ausgegrenzter und diskriminierter Differenzen. Ihr Anliegen ist es, Beziehungen zwischen Subjekten zu stärken, indem sie sich als Verschiedene anerkennen. Intersubjektive Beziehungen gelingen, so ihre Argumentation, in dem Maße, in dem die Einzelnen sich ihrer psychischen Heterogenität bewusst werden.

Prengels Analyse zeigt ein für viele differenztheoretische Argumentationen typisches Problem: Entweder entwickeln die AutorInnen ihre differenztheoretische Reflexion zwar an bildungstheoretischen Problemen, verzichten aber im Anschluss an die Dekonstruktion auf einen Rückbezug auf (bildungs-)politische, pädagogische etc. Anwendungsfelder oder sie nutzen – wie meines Erachtens Prengel – unterschiedlich pointierte Differenzbe-

griffe. In ihrem Theorieteil verwendet Prengel die dekonstruktivistische Differenzkategorie im Sinne des Zersetzens des scheinbar Einheitlichen zur Analyse von Denkgebäuden. Im anwendungsorientierten Teil ist Differenz ein Begriff für die Offenheit für Verschiedenheit, das Uneinheitliche und Plurale verbunden mit Wahlmöglichkeiten und Selbstbestimmung. In dieser Vorstellung eines eigenen Willens, einer Wahl aufgrund von Entscheidung entsteht das „Subjekt“ neu. In dem Bestreben, Selbstbestimmung gerade für Frauen denken zu können, tritt im Text die mit dem Begriff der Differenz betonte innere Brüchigkeit, Uneinheitlichkeit und Offenheit zugunsten einer Vorstellung von Freiheit in den Hintergrund.

Dies lässt sich am Beispiel ihrer Positionierung in der Diskussion um soziale Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit erläutern. Prengel richtet sich explizit gegen diskurstheoretische Entwürfe, die eine Auflösung der Zweigeschlechtlichkeit und die Vision unendlich vieler Geschlechter für den einzig möglichen Weg der Frauenemanzipation halten, und betont statt dessen, die soziokulturelle Zugehörigkeit zum Geschlecht der Frauen müsse als eine selbstbestimmte Option angesehen werden (Prengel 1993, S. 137). Prengel erkennt, dass eine Inszenierung als Mädchen/Frau in (hierarchisch) strukturierten Kontexten geschieht, sie hält aber an der Option fest, heute oder in Zukunft solle es eine Wahl geben. Diese Wahl wird von ihr, wie in vielen feministischen Konzeptionen, als Selbstbestimmung gedacht.

Dabei bleibt, meiner Ansicht nach, erstens die Spannung erhalten, dass mit dem Differenzbegriff die Illusion des Selbst problematisiert wird und daher der Differenzbegriff in den selben Texten als Dekonstruktion von Selbstbestimmung sowie als Basis von Selbstbestimmung fungiert. Zweitens ist zu wenig berücksichtigt, dass jede „Wahl“ sich als geschlechts-, schicht- und kulturspezifische Figuration rekonstruieren lässt (vgl. Bourdieu, z. B. 1982). Ich denke, dass die „Entscheidung“, nicht Frau sein zu wollen, in dieser Gesellschaft ebenso wenig möglich ist, wie die eines Frauseins. Geschlechtlichkeit ist keine Entscheidung, sondern habitualisiert. Veränderbar sind Formationen durch organisiertes Umlernen. Das schmälert nicht die Akzeptanz, die jede Formation verdient und auf die Prengel zu Recht vehement hinweist, es ändert aber die Fragerichtung, mit der man sich einem Problem nähert (ich komme darauf zurück).

Bevor ich von erziehungswissenschaftlichen zu soziologischen Ansätzen zu Differenz übergehe, werden jene psychoanalytischen Konzeptionen von Differenz diskutiert, die nicht wie Prengel den Akzent auf Intersubjektivität legen, sondern den Anderen ausschließlich oder vor allem als Vermittler des Selbstbildes fassen (vgl. Kristeva, z. B. 1990, Rendtorff im Folgenden). Wie Prengel geht zum Beispiel Barbara Rendtorff von dekonstruktivistischen Differenzvorstellungen aus, konzeptualisiert aber Differenz als Erkenntniskategorie – auch durch die ausgeprägte Betonung der Psychoanalyse – auf einer anderen Ebene als Prengel.

3 *Feminismus und différence*

Die folgende Rede von Differenztheorien handelt nicht länger von Positionen, die ihr Denken aus der unauflösbaren Einheit von Differenz und Gleichheit gewinnen, es geht um Theorien, die gleiche Rechte in einer Demokratie voraussetzen, ihren Erkenntnisgewinn jedoch aus der Differenz-Perspektive erwarten. Aufbauend auf der Psychoanalyse beschäftigen sich viele Autorinnen mit der Erschütterung von Identitätsvorstellungen (z. B. Nadig 1986, De Lauretis 1996). Im deutschsprachigen Raum ist es vor allem Barbara Rendtorff (1996, 1998), die Psychoanalyse mit der Theorie der „différance“ Derridas und dem Denken Lacans verknüpft und auf Fragen der geschlechtsspezifischen kindlichen Entwicklung und der Bildungsbestrebungen Erwachsener anwendet. Aufgrund dieser bildungstheoretischen Zuspitzung erhält sie nachfolgend besondere Aufmerksamkeit. Rendtorff geht davon aus, dass die Beziehung zwischen Subjekten niemals unmittelbar, sondern immer imaginär, das heißt durch Bilder, Spiegelbilder und Identifizierungen geprägt ist.

Rendtorff übernimmt Derridas Begriff der „différance“.² Dieser Begriff, in dessen Bildung sich – entgegen korrekter französischer Rechtschreibung – ein „a“ eingeschlichen hat, welches dazwischen steht, ohne gehört zu werden, bezeichnet den Zustand struktureller Offenheit. Différance ist das prinzipiell Unabgeschlossene, ein strukturierender Prozess prinzipieller Unbestimmbarkeit und Bewegung. Rendtorff benutzt den Begriff nicht im Sinne einer Vielfältigkeit im Gleichen, sondern als Ausdruck von Nichtübereinstimmung und Brüchen. Dabei geht es weder um die Vorstellung, Differenz könne in Einheit überführt werden, noch um Indifferenz und Beliebigkeit. Akzeptiere man die Vorstellung, der Andere sei mit den eigenen Bildern und Identifikationen verwoben, dann könne das Interesse am Anderen nicht einfach nur beliebig tolerant sein, sondern Interesse sei notwendig, um zu den eigenen Erwartungen und Konstruktionen vorzudringen, argumentiert Rendtorff. Sie fordert eine Anerkennung von Getrenntheit und Verstrickung im Getrenntsein. Diese Verstrickung meint auch, dass das ICH in sich different ist, weil es durch die Erfahrung, nur ein Geschlecht von Zweien sein zu können, im Inneren gespalten ist und keinen direkten Zugang zum Unbewussten findet.

Geschlecht ist für Rendtorff der Inbegriff dieser Prozesse durch

„[...] die Tatsache, daß von zwei möglichen nur eines zu haben ist, welches insofern Teil eines anderen ist, auf das es unablässig verweist als auf die verlorene andere Möglichkeit [...]“ (Rendtorff 1998, S. 80).

Das bedeutet, das ICH ist geschlechtlich gebrochen *und* das andere Ge-

² Kapitel 4 des Beitrags von Casale in diesem Band befasst sich ausführlicher mit Derridas Vorstellungen zu „différance“.

schlecht wird zum unabweisbaren notwendigen Gegenüber. Das andere Geschlecht symbolisiert somit die Unmöglichkeit von Einheit (im Sinne von unbeschadet sein); die Verstrickung macht es gleichzeitig unmöglich, miteinander eine beruhigende Einheit zu bilden. Das Geschlechterverhältnis in seiner hierarchischen Form dient – so ihre Schlussfolgerung – nur dazu, die symbolische Kastration und damit die innere Differenz nicht anerkennen zu müssen. Daraus leitet Rendtorff die Notwendigkeit ab, immer von der Differenz aus zu denken. Das heißt, sie bevorzugt eine theoretische Perspektive, die in der Analyse der sozialen Welt nicht von Integration, Gleichheit oder Gemeinsamkeit ausgeht, sondern Vielfältigkeit, Unvereinbarkeit und Widersprüchlichkeit zum Fokus erhebt.

Nun leben wir, so Rendtorff, nicht in Zeiten der Akzeptanz von *différance*, vielmehr unterstützen Erziehungs- und Bildungsprozesse Strategien, die den Bruch harmonisieren und die Einheit des Subjekts als Imagination stärken. Den schwierigen Weg, zum eigenen Geschlecht zu finden, und so den Verlust des anderen Geschlechts zu akzeptieren, bezeichnet Rendtorff (1996) als „symbolische Kastration“. Durch sie erfahren alle Menschen (Mädchen wie Jungen) die Nicht-Vollständigkeit. Da kulturell jedoch Geschlecht symbolisch den Frauen zugewiesen wird, können Männer sich als Nicht-Geschlecht und damit als Einheit inszenieren. Frauen unterstützen diesen Prozess, um an der Vorstellung festzuhalten, dass Differenz nicht notwendig und Einheit möglich ist. So wird durch die Geschlechterordnung die „symbolische Kastration“ mit dem Preis verschleiert, dass Männer den Zugang zum Geschlecht verlieren und jeden Verweis darauf – zum Beispiel durch Homosexuelle oder Frauen – abwehren und abwerten müssen. Frauen leiden dagegen an der eigenen Unvollständigkeit, die um so schmerzhafter ist, als Männer diese überwunden zu haben scheinen.

Prenzel und Rendtorff setzen die Kategorie „Differenz“ unterschiedlich als Erkenntnismittel ein. Prenzel sucht den Weg zur Gleichberechtigung über die Anerkennung der Differenz. Rendtorff dagegen geht es um die Darstellung der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern in ständiger Wiederholung. Während Prenzel geschlechtsspezifische Differenz in ihrer historischen Genese und in ihrer kontextuellen Bedeutung untersucht, analysiert Rendtorff die Geschlechterdifferenz als anthropologische Konstante. Rendtorff schließt jede Möglichkeit auf Überwindung aus. Damit ist Geschlecht bei ihr nicht nur eine Struktur oder ein Habitus, sondern auch eine körperliche Tatsache. Bedenkt man, dass Schicht und „Rasse“ früher ebenfalls als körperliche und damit unabänderbare Tatsachen gedacht wurden und heute in westlichen Gesellschaften mehrheitlich diese körperliche Dimension verloren haben, stellt sich die Frage, ob Rendtorff hier nicht erneut vielfältige körperliche Differenzen auf Zweigeschlechtlichkeit reduziert und damit die kulturelle Konstruktion im Text reproduziert. Überzeugender ist meines Erachtens, dass Geschlechtlichkeit im Sinne einer

Vereinheitlichung vielfältiger körperlicher Differenzen auf eine binäre Gegensatzkonstruktion ein soziokultureller Prozess ist, Geschlecht also in die Körper eingeschrieben wird. Andere mögliche Organisationsformen, z. B. die Kategorie Frauen an Gebärfähigkeit zu binden, anstelle sie als lebenslange Zuschreibung zu organisieren, wären damit denkbar. Dennoch kommt Rendtorff (neben einer Reihe anderer theoretischer Anregungen) der Verdienst zu, in einer Zeit, in der die Frauenforschung mehrheitlich Geschlecht als soziale Konstruktion begreift, wie es im Folgenden ausführlich erläutert wird, eine Gegenposition zu ergreifen und die Frage aufzuwerfen – deren Diskussion noch aussteht –, ob die Utopie einer kollektiven Veränderung gesellschaftlicher Strukturen im Sinne der Auflösung der Zweigeschlechtlichkeit (auch) eine feministische Allmachtsphantasie ist.

4 *Geschlecht als soziale Konstruktion*

Judith Butler (1991) formuliert auf der Basis diskurstheoretischer Überlegungen u. a. im Anschluss an Michel Foucault – aber auch beeinflusst von Lacan – die These, das Geschlechterverhältnis sei in seiner hierarchischen Form die Folge einer heterosexuellen Matrix, die Geschlecht als binäre Konstruktion hervorbringt. Nicht in der Akzeptanz einer (auch anatomisch begründeten) Geschlechtszugehörigkeit sieht sie Veränderungspotentiale, sondern in der Akzeptanz von Differenz im Sinne (potentiell) unendlich vieler Geschlechter sowie eigener Weiblichkeit *und* Männlichkeit, Heterosexualität *und* Homosexualität.

Butler vertritt in ihrem Buch „Das Unbehagen der Geschlechter“ die These, Geschlecht werde diskursiv und performativ erzeugt. Das heißt, das Geschlecht der Frauen und das der Männer bildet sich als Resultat der Selbstbenennung und der Zuschreibung. Es entfaltet sich in einem performativen Akt, wenn die Rede das Ergebnis im Akt des Sprechens selbst benennt. Geschlecht entsteht zum Beispiel in der Rede der Hebamme, wenn sie auf das Baby schaut und sagt: „Es ist ein Mädchen!“. In der Sprache und im Sprechen wird, Butler zufolge, kontinuierlich geschlechtsspezifische Differenz erzeugt. Nach ihrer Ansicht gibt es nicht zuerst ein biologisches/anatomisches Geschlecht, auf welches dann eine Rede folgt, im Diskurs werden vielmehr biologische Merkmale genutzt, um die Differenz einzuschreiben. Aus der Vielfalt möglicher körperlicher Unterscheidungen würden, je nach Kontext, die Genitalien oder der Chromosomensatz eingesetzt, um geschlechtsspezifische Differenz herzustellen. Das geschlechtliche Subjekt entstehe als Effekt von Diskursen, von denen das Subjekt annimmt, sein Urheber zu sein, die sich tatsächlich aber auf keinen Ursprung zurückführen lassen. Aufsehen erregt die Theorie, weil sie die Möglichkeit offeriert, die Geschlechtszugehörigkeit aufgeben zu können, und, weil sie die Differenz Frau/Mann auf das System der Zwangsheterosexualität zu-

rückführt. Nur in der Konstruktion heterosexueller Normalität mit der darin eingewobenen Machtpolitik ergebe das Deutungsmuster zweier prinzipiell unterschiedlicher und für einander bestimmter Körper seinen Sinn.

Butler benutzt den Differenzbegriff, mit Rendtorff vergleichbar, in dekonstruktivistischer Perspektive. Ihre Dekonstruktionen (hier die des Phantasmas grenzenloser Machbarkeit, dort die der binären Codierung von Sexualität und Geschlecht) stehen jedoch unversöhnlich nebeneinander. Butlers Thesen veränderten die feministische Theorie nachhaltig und lösten zahlreiche Diskussionen aus, die neben ihren Werken auch auf die von ethnomethodologischen und strukturtheoretischen Autorinnen zurückzuführen sind.

Bereits 1984 betont Carol Hagemann-White in ihrer berühmt gewordenen Expertise zum 6. Jugendbericht, dass die Annahme einer Existenz von zwei und nur zwei Geschlechtern alltagstheoretischen Charakter aufweise (Hagemann-White 1984, S. 78). Morphologisch existiere ein Kontinuum zwischen weiblicher und männlicher Gestalt. Mit Bezug auf anthropologische Studien über Gesellschaften, die mehr als zwei Geschlechter kennen, betont sie, dass die binäre Einteilung in zwei Geschlechter eine soziale Konstruktion sei. Hagemann-White entwickelt die Annahme, Kinder müssten im Sozialisationsprozess das komplizierte soziale Sinnsystem des geschlechtsspezifischen (und damit dem eigenen Geschlecht angemessenen) Verhaltens mühsam erlernen. Dabei müssen Jungen sich nicht nur andere Inhalte aneignen als Mädchen, sie unterliegen auch verschiedenen psychischen und sozialen Konstellationen. Im Ergebnis manifestieren sich subtile Handlungsweisen, die es allen kulturell Eingeweihten ermöglichen, Menschen in das System der Zweigeschlechtlichkeit immer wieder neu einzuordnen.

Regina Gildemeister und Angelika Wetterer kritisieren 1992 – u. a. mit Bezug auf Hagemann-White – die Frauenforschung, das Wissen um die *Konstruktion* von Zweigeschlechtlichkeit nicht ernst zu nehmen und die Welt immer wieder neu in Frauen und Männer einzuteilen.

„Während in der Gender-Forschung inzwischen subtile Einzelheiten der sozialen Konstruktion der Differenz diskutiert werden, argumentiert die Frauenforschung hierzulande noch häufig so, als könne man weiter unbesehen von der Zweigeschlechtlichkeit als einer Naturtatsache ausgehen [...]“ (Gildemeister/Wetterer 1992, 203).

Sie plädieren dafür, das Konstrukt „Männer“ nicht länger an einen männlichen Körper zu binden, so wie die Kategorie „Frauen“ nicht für weibliche Körper reserviert sein könne. Die „Natürlichkeit“ der Zweigeschlechtlichkeit ist für sie ein sozial angeeignetes Wahrnehmungs- und Denkmuster, das die Körper auf der Basis eines dualistischen Zweigeschlechtlichkeits-Modells zuordnet. Neben der interaktiven Herstellung der Geschlechtszugehörigkeit betonen die Autorinnen, dass Geschlecht als Strukturelement in Institutionen eingelagert werde. Dies zeige sich daran, dass Strukturen

und Positionen in Arbeitsorganisationen, bzw. ganze Berufszeige, nicht sachlich oder hierarchisch differenziert, sondern vergeschlechtlicht seien, d. h., sie werden sozial dem einen oder anderem Geschlecht zugeordnet (vgl. auch Rabe-Kleberg 1993).

Diese empirisch gestützten Untersuchungen bestätigen, dass Geschlecht im Handeln hergestellt und als Strukturen in Institutionen eingelagert wird. Dieser Prozess führt zu strukturellen Ausschlüssen und Diskriminierungen von Frauen. Im Unterschied zu Butler wird hier jedoch die Zweigeschlechtlichkeit für unausweichlich *und* für sozial produziert gehalten. Ihnen zufolge ist keine Aufhebung der Konstruktionen möglich, wohl aber neue Handlungsspielräume durch das Wissen um die Herstellung.

Es bleibt zunächst eine Frage der theoretischen Position und der politischen Utopie, und damit auch der eigenen biographischen Formation, ob Differenz im Sinne der Zersetzung der Zweigeschlechtlichkeit als Chance für neue gesellschaftliche Konfigurationen gilt (Butler) oder ob diese Verwendung des Differenzbegriffs als Phantasma von Wissenschaftlerinnen, die ganz, unversehrt und endlich auch allgemein sein wollen, begriffen wird (Rendtorff), ob Differenz analytisches Mittel ist, das die Strukturkraft der Kategorie Geschlecht nicht aufhebt (Gildemeister/Wetterer, Hagemann-White) oder/und als Offenheit für Verschiedenheit und Uneinheitlichkeit auf der Basis von Selbstbestimmung gedacht wird (Prenzel). So bleibt es weiter strittig, ob die Akzeptanz des geschlechtsspezifischen, begrenzten Körpers und die Verstrickung in den geschlechtsspezifisch Anderen eine Reproduktion einer binären, heterosexuellen Matrix ist oder ob die Verweigerung von Einheitlichkeitsvorstellungen zur Auflösung von Hierarchien führt.

Aus den theoretischen Herleitungen folgen unterschiedliche politische Strategien: zum einen die Parodie auf Geschlechterkonstruktionen und die Irritation durch die Queer-Bewegung³, zum zweiten die Auseinandersetzung mit Allmachtvorstellungen und Begrenzungen, auch und besonders für Männer, welche die prozesshaften Auseinandersetzungen zwischen den Geschlechtern im Fluss halten.

Die Theorie-Praxis-Kluft bringt es jedoch mit sich, dass, mit Ausnahme Pregel's, kaum über Konsequenzen der jeweiligen Einsichten für Erziehung und die Gestaltung des Bildungssystems diskutiert wird. Die Ansätze legen unterschiedliche Schlussfolgerungen nahe: Nach Rendtorff wäre es

³ Queer kommt aus dem amerikanischen Englisch und bedeutet soviel wie „sonderbar, leicht verrückt“ aber auch „gefälscht, fragwürdig“. Lesben und Schwule benutzen queer als Begriff, der Homosexualität nicht als Seins-Zustand (also angeboren) oder als kohärente Identitätskategorie, sondern als Formation begreift. Bisexualität, Transsexualität oder auch Heterosexualität können ebenfalls Aspekte der Queer-Bewegung sein, wenn Geschlechtsdarstellungen nicht in unproblematischer Übereinstimmung mit dem Geschlechtskörper sowie Geschlecht und Sexualität nicht als unverrückbar gekoppelt gedacht werden.

notwendig, eine Kultur der Akzeptanz der eigenen Geschlechtlichkeit zu fördern, was aber nicht mit einer Zuweisung spezifischer Eigenschaften einhergehen dürfe, wie dies in essentialistischen Konzepten der Fall sei. Im Anschluss an Butler läge es nahe, die Insignien der Geschlechter zu vertauschen und die Diskurse zu verwirren. Folgt man Prenzel, gilt es, Freiräume für Selbstbestimmung der Kinder zu eröffnen.

Eine Diskussion über Schlussfolgerungen für die erzieherische Praxis und die Gestaltung des Bildungssystems könnte neue Dimensionen in die Debatte bringen. Es stellt sich zum Beispiel die Frage, ob nicht Erzieherinnen Entwürfe, die als Resultate kindlicher Selbstbestimmung angesehen werden, selbst produzieren oder ob es Kindern zugemutet werden kann, sich gleichzeitig in das kulturelle System der Zweigeschlechtlichkeit einzufinden und die Verwirrung und Übertretung der Regeln auszuhalten. Ferner steht, meiner Ansicht nach, zur Diskussion, ob Sicherheit bezüglich der eigenen Geschlechtszugehörigkeit eventuell dazu befähigt, Grenzen geschlechtsspezifischen Handelns zu überschreiten, während Unsicherheit und Abwehr der Geschlechtlichkeit zu starrer Reproduktion führt. Solche Fragen müssen empirische und theoretische Themenfelder zukünftiger differenztheoretischer Arbeiten sein – die kritisch von Systemtheoretikerinnen beobachtet werden können.

5 *Differenz als Modus der Beobachtung*

Die systemtheoretische Differenzierungstheorie geht von der Annahme aus, die Gesellschaft habe sich von segmentärer oder stratifikatorischer Segmentierung zu funktionaler Segmentierung entwickelt. Entstanden seien Funktionssysteme wie Familie, Wirtschaft, Religion, Kunst, Wissenschaft, Politik und Recht, die soziale Ungleichheit nicht länger als systematischen Bestandteil integrieren. Zwar käme es in Organisationen weiterhin zu Entscheidungen *ad personam* und somit zu geschlechts-, schicht- oder ethnisch motivierten Ausschlüssen, doch im Vordergrund des gesellschaftlichen Geschehens stehe die funktionale Reproduktion. Wegen dieser Grundannahme, weder Geschlecht noch Schicht länger als Strukturkategorien zu akzeptieren, beachtete die Frauen- und Geschlechterforschung die Systemtheorie lange Zeit wenig. Dies ändert sich zur Zeit.

Auf der Luhmannschen Systemtheorie basierende feministische Analysen nutzen den Differenzbegriff in einem doppelten Sinn: Sie bezeichnen damit weiterhin die Unterscheidung zwischen Männern und Frauen, sie nutzen Differenz aber auch als Modus der Beobachtung. Wie die dekonstruktivistischen Autorinnen wollen sie nicht länger in Kategorien von Gleichheit/Ungleichheit denken, sondern Differenz zum Ausgangspunkt von Erkenntnis machen. Wiewohl sie auch den Gedanken der Dekonstruktion verfolgen, bezeichnet doch Differenz vor allem eine Vorgehensweise,

die Unterscheidungen an den Anfang von Beobachtungen stellt. Die Unterscheidung Frauen/Männer wie auch die Rede von Gleichheit/Ungleichheit sind für sie semantische Produktionen zur Erklärung von Welt. Im Vordergrund steht demnach kein politischer Zersetzungswille und kein Aufbegehren gegen politisch unakzeptable Totalitätsvorstellungen, sondern vor allem der erkenntnistheoretische Gewinn eines Denkens ausgehend von der Differenz.

Ursula Pasaro (1994) und Yvonne Ehrenspeck (1999) nutzen die Systemtheorie, um Frauenforschung als Wissenschaft kritisch zu reflektieren. Während Ehrenspeck die Übernahme des politischen Codes der Frauenbewegung in der Forschung kritisiert, betont Pasaro als Problem, dass die Frauenforschung aufgrund ihrer Entstehungsgeschichte als kritische, auf Gesellschaftsveränderung hin orientierte, Sozialwissenschaft die Gleichheitssemantik nicht verabschiedet habe. Nach der Inklusion von Frauen in alle gesellschaftlichen Teilbereiche (Versammlungsfreiheit, Pressefreiheit, Wahlrecht, Bildungsrecht etc.) würden mehr Bestrebungen zur Gleichstellung unternommen als je zuvor.

„Je stärker sich Rechtsungleichheiten auflösen, je gerechter es in der Gegenwart unseres kleinen Ausschnitts der Welt zugeht, um so höher wird die Sensibilität für ungleiche Machtbalancen zwischen den Geschlechtern“ (Pasaro 1994, S. 276).

Sie schlägt als Zielstellung der Geschlechterforschung vor zu beobachten, „wie die Unterscheidung von Männern und Frauen durch Männer konstruiert wird“ (ebd., S. 279). Das heißt, die Geschlechterforschung wird wie jede Wissenschaft als beobachtende und durch die Setzung von Unterscheidungen konstitutive begriffen. Da Pasaro die feministische Position teilt, dass der gesellschaftliche Diskurs hegemonial männlich ist, muss Frauenforschung das hierarchische Gefüge, in dem Männer das Allgemeine repräsentieren, analysieren. Durch den Akt der Beobachtung werde die Illusion der Repräsentation zerstört. In der Differenz der Perspektiven entstehe Bewegung.

6 *Ausblick*

Verschiedene Theorien geben Antworten auf unterschiedliche Fragen. Deshalb wäre es wenig sinnvoll, diese Ausführungen mit einem Plädoyer für einen Ansatz zu schließen. Die von Luhmann inspirierten Ansätze könnten den Blick darauf lenken, dass Geschlecht in dem System Religion anders hervorgebracht wird als in der Familie oder der Wirtschaft und dass somit die Konstruktionsprozesse auch funktionsspezifisch zu erheben sind. Sie zwingen zu der Fragestellung, ob es Kontexte gibt, in denen die Geschlechterdifferenz ihre Bedeutung verliert und leiten den Blick auf die Selbstbeobachtung des Forschungsprozesses. Auf Judith Butler aufbauende

Arbeiten lenken das Augenmerk auf die symbolische Kraft von Diskursen, die (richtige) Männer und (richtige) Frauen immer wieder neu hervorbringt. Sie sensibilisieren für die Verknüpfung von Zwangsheterosexualität und *gender management*. Hagemann-White u. a. helfen zu begreifen, wie die Einzelnen in eine Konstruktionsmaschinerie eingebunden sind, die im Handeln stetig Geschlecht als soziale Tatsache entstehen lässt, bzw. von der Strukturperspektive aus gedacht eine geschlechtsspezifische Segmentierung des Arbeitsmarktes erzeugt. Rendtorff zwingt dazu, darüber nachzudenken, ob die Vorstellung unendlich vieler Geschlechter eine unerreichbare Allmachtsvorstellung ist. Prengel erarbeitet ein Konzept, das als pädagogisches Ideal direkt in die Praxis der Bildungsinstitutionen einfließen kann und für machtspezifische Verteilungen wie auch für heterogene Lebensentwürfe sensibilisiert. Daher steht am Ende dieses Beitrags die Zumutung, dass die Vielfalt der Erzählungen zusammen kein Ganzes bildet, sondern heterogene Antworten, die sich einer Synthese entziehen.

Deutlich wird jedoch, jede Rede vom Geschlechterverhältnis markiert Differenz und birgt somit Potentiale des reflexiven Umgangs mit Differenz in sich. Ein Denken ausgehend von der Differenz stellt die Konsistenz des Selbstbildes sowie die Ergänzung binär gedachter Konstellationen in Frage. Dabei kann Differenz als Modus der Beobachtung und als Modus der Vergesellschaftung begriffen werden. In Gesellschaften wird Differenz und Gleichheit zur Selbstbeschreibung eingesetzt und zugleich die Vergesellschaftung über Integration und Differenz organisiert. Moderne Nationalstaaten sind integrative *und* differenzproduzierende Gebilde. Eine der Herausforderungen an (feministische) Wissenschaft ist, die Selbstzuschreibung und Organisationsprinzipien einer Gesellschaft am Geschlechterverhältnis zu untersuchen und Theorien darüber zu entwickeln, wie Strukturen und Symbolik verändert werden können. Da diese Vorstellungen und Herleitungen notwendig heterogen bleiben, wird Differenz in ihrer Unüberwindbarkeit zum produktiven Element zwischen den ForscherInnen. In der Wissenschaft wird durch Differenz Bewegung möglich, in der Ideen sich immer wieder neu zusammenfügen. Im Geschlechterverhältnis ermöglicht Differenz, dass Machtverhältnisse sich immer neu konstituieren. Aufgabe von Bildung und Erziehung kann sein, einen reflexiven Umgang mit Differenz zu üben.

Literatur:

- Becker-Schmidt, Regina 1996: Einheit – Zweiheit – Vielheit. Identitätslogische Implikationen in feministischen Emanzipationskonzepten. In: Zeitschrift für Frauenforschung, 14. Jg., Heft 1+2, S. 5-18
- Bourdieu, Pierre 1982: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Butler, Judith 1991: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M.: Suhrkamp

- De Lauretis, Teresa 1996: Die Andere Szene. Psychoanalyse und lesbische Sexualität. Berlin: Berlin-Verlag
- Ehrenspeck, Yvonne 1999: De-/Konstruktion nach Luhmann und Derrida. Vortrag auf der Jahrestagung der Kommission Frauenforschung in der DGfE. 13.-15. Mai 1999 in Berlin.
- Friebertshäuser, Barbara 1997: Geschlechtertrennung als Innovation. Etappen geschlechtsbezogener Jugendarbeit im 20. Jahrhundert. In: Friebertshäuser, Barbara/Jakob, Gisela (Hg.) 1997: Sozialpädagogik im Blick der Frauenforschung. Weinheim: Beltz/Deutscher Studien Verlag, S. 113-135
- Gerhard, Ute/Jansen, Mechtild/Maihofer, Andrea/Schmid, Pia/Schulz, Irgard (Hg.) 1990: Gleichheit und Differenz. Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht. Frankfurt/M.: Helmer
- Gildemeister, Regina/Wetterer, Angelika 1992: Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, Gudrun Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.) 1992: Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg/Br.: Kore, S. 201-254
- Hagemann-White, Carol 1984: Sozialisation: Weiblich – männlich? Opladen: Leske + Budrich
- Irigaray, Luce 1980: Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Kristeva, Julia 1990: Fremde sind wir uns selbst. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Nadig, Maya 1986: Die verborgene Kultur der Frau. Frankfurt/M.: Fischer
- Pasaro, Ursula 1994: Geschlechterforschung revisited: konstruktivistische und systemtheoretische Perspektiven. In: Wobbe, Theresa/Lindemann, Gisa (Hg.) 1994: Denksachen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 264-296
- Prengel, Annedore 1993: Pädagogik der Vielfalt. Opladen: Leske + Budrich
- Rabe-Kleberg, Ursula 1993: Verantwortung und Macht. Ein Beitrag zum Verhältnis von Geschlecht und Beruf angesichts der Krise traditioneller Frauenberufe. Bielefeld: Kleine
- Rendtorff, Barbara 1996: Geschlecht und symbolische Kastration. Königstein: Helmer
- Rendtorff, Barbara 1998: Geschlecht und différance. Die Sexuierung des Wissens. Königstein: Helmer
- Scheu, Ursula 1977: Wir werden nicht als Mädchen geboren – wir werden dazu gemacht. Frankfurt/M.: Fischer